

Überlebenschancen privater und öffentlicher Hochschulen im Ländervergleich

Gero Lenhardt, Robert D. Reisz, Manfred Stock

Der Beitrag untersucht die Überlebenschancen von Hochschulen in Deutschland, den USA und Chile auf der Basis der soziologischen Organisationsökologie. Er analysiert, auf welche Weise verschiedene Organisationsmerkmale das Überleben von Hochschulen beeinflussen. Dabei ist der Vergleich von Überlebenswahrscheinlichkeiten in Abhängigkeit von der Trägerschaft, also im Vergleich von öffentlichen und privaten Hochschulen, von besonderem Interesse. In allen drei Ländern, so zeigt sich, ist die Überlebenswahrscheinlichkeit der privaten Hochschulen mit erwerbswirtschaftlichem Charakter am geringsten. Etwas größer ist die der privaten gemeinnützigen und am größten die der öffentlichen Hochschulen. Diese Befunde werden vor dem Hintergrund von neoliberalen Erwartungen diskutiert, die das Überleben von Hochschulen mit Wirtschaftlichkeitskriterien in Zusammenhang bringen.

1 Fragestellung

Neben der katholischen Kirche und der Bank von England zählt die Universität zu den ältesten Organisationen des Abendlandes. Dass die einzelnen Universitäten und anderen Hochschulen überleben, versteht sich aber keineswegs von selbst. Viele von ihnen sind im Laufe der Geschichte verschwunden. So wurde in Deutschland nach 1800 ungefähr jede zweite Universität geschlossen, als sich ihre Träger, die konfessionellen Kleinstaaten, auflösten (*Riddle 1996*).

In jüngster Zeit wird das Überleben von Hochschulen und Universitäten vor allem mit Wirtschaftlichkeitskriterien in Zusammenhang gebracht. Eine Orientierung an markt- und betriebswirtschaftlichen Regelungen, so die These neoliberaler Beobachter der gegenwärtigen Hochschulentwicklung, sei für die Überlebensfähigkeit entscheidend. Hochschulen mit einem privaten Träger seien dazu sehr viel besser in der Lage als die öffentlichen. Sie könnten ihr Bildungsangebot auf Nischen spezialisieren, sich flexibler an den rapiden gesellschaftlichen Wandel anpassen, insbesondere an den Wechsel der Bildungsnachfrage, und sie könnten diese effizienter bedienen. All dies verschaffe ihnen Vorteile gegenüber den öffentlichen Hochschulen.

So begründet die Beratungsfirma SSC Consult in Köln die besondere Attraktivität betriebs- und marktwirtschaftlich operierender Einrichtungen wie folgt:

„Neben der Tatsache, dass man als Investor einem so genannten Meta-Trend folgt, sind auch die Geschäftsmodelle der privaten Hochschulen unter Renditegesichtspunkten interessant weil skalierbar. Sind die Kosten erst einmal gedeckt, bringt jeder neue Student Gewinn. Daher beruhen die nahe liegenden Wertsteigerungsstrategien zu großen Teilen auch auf der Skalierbarkeit des Geschäftsmodells. Auch die Planbarkeit zeichnet sich im Vergleich zu vielen anderen Geschäftsmodellen als überaus stabil aus: haben sich die Studierenden in einem Studiengang erst einmal eingeschrieben, stehen die zukünftigen Cash Flows bereits fest. Die Abbruchraten sind insbesondere im Vergleich zu staatlichen Institutionen überaus gering“ (Savelberg 2008, S. 184 f.).

Es trifft gewiss zu, dass zusätzliche Studierende privaten Hochschulen zusätzliche Einnahmen verschaffen, während sie in den öffentlichen vor allem als eine zusätzliche Belastung angesehen werden. Aber ob der „Cash Flow“ so sicher rinnt, dass er den Bestand einer Hochschule sichert, ist ungewiss. Ebenso steht dahin, wie die privaten Hochschulen jenen nicht-monetären gesellschaftlichen Erfordernissen genügen, die die Wirtschaftstheorie als „Datenkranz“ bezeichnet, an den Rand ihrer Aufmerksamkeit rückt oder gänzlich aus dem Auge verliert. Wenn beispielsweise in der Gesellschaft die Verknüpfung von Lernen, Lehre und Forschung als vorbildlich gilt, dann können private Hochschulen schnell in eine Krise geraten, wenn sie aus Gründen betriebswirtschaftlicher Effizienz auf Forschung verzichten und damit an Reputation und Nachfrage seitens der Studierenden verlieren.

Erwägungen wie diese lassen die Frage entstehen, ob Hochschulen mit privatem Träger tatsächlich besonders überlebenstüchtig sind, überlebenstüchtiger jedenfalls als die öffentlichen. Im Folgenden soll dieser Frage im Rückgriff auf den Untersuchungsansatz der *organizational ecology* nachgegangen werden, der maßgeblich von Hannan und Freeman (*Hannan/Freeman 1989; Hannan/Carrol 1992*) entwickelt wurde. Analyseeinheiten sind dabei nicht einzelne Organisationen, sondern Organisationspopulationen einer Vielzahl von Einzelorganisationen.

Obwohl Hannan und Freeman in ihren organisationsökologischen Analysen sich nicht mit dem Überleben von Hochschulen befasst haben, sind sie auf einen Befund gestoßen, der sich auf unsere Frage beziehen lässt. Sie haben die Überlebensfähigkeit von generalistischen und spezialisierten Organisationsformen in Abhängigkeit von der Dynamik ihrer Umwelten untersucht. Die Autoren zeigen, dass in Relation zu Umwelten, die sich relativ rasch und stark ändern – so genannte „fine-grained high variability“ Umwelten¹ – (*Hannan/Freeman 1989, S. 322*), die Überlebenswahrscheinlichkeit von spezialisierten Organisationsformen größer ist als jene von generalistischen. Als

¹ „Fine grained“ heißt, dass die Dauer einer stabilen Phase der Umwelt kurz ist im Vergleich zur typischen Lebensdauer der Organisation. „High variability“ heißt, dass die Änderungen der Umwelt von den bestehenden Strukturen der Organisation nicht mehr aufgefangen werden können.

ein Grund dafür wird genannt, dass bei rasch wechselnden Umweltzuständen die Kosten für strukturelle Anpassungsmaßnahmen bei den generalistischen Organisationen sehr groß seien. Demgegenüber erscheine es als vorteilhafter, eine bestimmte spezialisierte Struktur gegenüber den raschen Zustandswechseln der Umwelt durchzuhalten. Überträgt man dies auf Hochschulorganisationen und geht mit den vorherrschenden Diagnosen der Hochschulforschung (*Skilbeck 1997; Wächter 2004*) von der Voraussetzung aus, dass sich deren Umwelten rasch wandeln, so müssten spezialisierte Einrichtungen größere Überlebenschancen haben. Im Vergleich zu öffentlichen Hochschulen verfügen private Hochschulen im Allgemeinen über ein sehr eingeschränktes und spezialisiertes Spektrum an Studiengängen (*Levy 1992; Stannek/Ziegele 2005, S. 23 ff.; Wells/Sadlak/Masceanu 2007, S. 513 ff.*). Ihre Überlebenswahrscheinlichkeit müsste somit größer als die der öffentlichen Hochschulen sein.² Aus Befunden der organisationsökologischen Studien lässt sich also eine Annahme ableiten, die die neoliberale Erwartung stützt, nach der private Hochschulen einen Überlebensvorteil gegenüber öffentlichen haben.

Vor dem Hintergrund dieser Annahmen und Erwartungen wird im Folgenden untersucht, welche Organisationsmerkmale das Überleben von Hochschulen beeinflussen. Es geht vor allem um die Frage, ob die Trägerschaft der Hochschulen einen Einfluss auf deren Überlebenswahrscheinlichkeit hat. Daneben wird im direkten Anschluss an die organisationsökologischen Befunde auch gefragt, ob sich mit einer spezialisierten Ausrichtung der Hochschulen Überlebensvorteile verbinden. Sind beispielsweise Hochschulen mit religiösem Träger, deren Bildungsprogramme Elemente partikularen Charakters enthalten und die somit spezielle Bildungsinteressen bedienen, überlebentüchtiger als solche mit einem ausschließlich wissenschaftlich universalistischen Charakter? Ferner wurde der Frage nachgegangen, ob weitere Variablen, etwa die Anzahl der Studierenden, der Umfang des Personals etc. einen Einfluss auf die Überlebenswahrscheinlichkeit der Hochschulen haben.

2 Methoden

In methodischer Hinsicht folgen wir dem überlebensanalytischen Ansatz der *organizational ecology*. Wir haben aus aggregierten Daten der amtlichen Hochschulstatistiken und aus Individualdaten zu den Hochschulen eines Landes Zeitreihen gebildet, die die Administration (Trägerschaft, Finanzierung etc.), die Lehre (Anzahl Studierende, Anzahl und Qualifikation der Lehrenden etc.) und die Forschung der einzelnen Hochschulen betreffen. Sie wurden mit Überlebensmodellen analysiert.

² Ein ähnliches Argument folgt auch aus den Forschungen zur Hochschulentwicklung, die die Organisationsstrukturen von Hochschulen in den Mittelpunkt stellt. „Institutional specialization“, so heißt es etwa zusammenfassend bei van Vught, „allows higher education institutions to focus their attention and energy, which helps them in producing higher levels of effectiveness“ (*Vught 1996, S. 45*).

Die Überlebensanalyse zielt auf Phänomene, in deren Mittelpunkt der Zeitablauf bis zum Eintritt eines bestimmten Ereignisses steht. Untersucht werden die Zeitdauer und deren Beziehungen zu anderen Variablen. Das Grundproblem dieses Verfahrens besteht im Modellieren von Zeit-Ereignis-Daten beziehungsweise Zeit-Untergangs-Daten. Der klassische Gegenstand dieser Analyse ist die Überlebenszeit nach einer bestimmten medizinischen Behandlung, also die Zeit bis zum Tod oder einem Rückfall (Cheung 2000). Zentrale Begriffe sind stets Tod und Überleben, auch wenn die zu untersuchenden Ereignisse ihrem materialen Inhalt nach nicht mit biotischen Organismen oder Populationen von Organismen im Zusammenhang stehen. Untersucht werden grundsätzlich Paneldaten, d.h. Daten über eine Anzahl von individuellen Mitgliedern eines Kollektivs zu verschiedenen Zeitpunkten. Ein wesentlicher Unterschied zwischen der Überlebensanalyse und anderen statistischen Methoden zur Analyse von Paneldaten besteht in der Akzeptanz von so genannten „censored cases“. Sie beziehen sich auf Individuen oder Organisationen, deren Lebens- bzw. Bestandsentwicklung nicht über die ganze Untersuchungsperiode hinweg verfolgt wurde oder bei denen sich das interessierende Ereignis während der Untersuchungsperiode nicht einstellte. In der Arzneimittelforschung z. B. sind diese Fälle bedeutsam, da sie auf eine erfolgreiche Behandlung hindeuten.

In der vorliegenden Untersuchung kamen vor allem Cox-Regressionen (Cox 1972) zum Einsatz. Diese Methode verknüpft in multiplen Regressionen den Hazard von Ereignissen mit Kovariablen. Das Modell erlaubt es, den Hazard zu schätzen. Mit dem Konzept des Hazards wird die Wahrscheinlichkeit pro Zeiteinheit bezeichnet, dass eine Organisation innerhalb eines Zeitintervalls das Zielereignis (z. B. Untergang) erfährt, wenn sie denn bis zum Beginn dieses Zeitintervalls überlebt hat. Es geht also um das Risiko pro Zeiteinheit für den Untergang zur Zeit t . Mathematisch lässt sich dieses Modell folgendermaßen beschreiben:

$$h(t, (z_1, z_2, \dots, z_m)) = h_0(t) * e^{b_1 * z_1 + \dots + b_m * z_m}$$

Die Größe $h(t, \dots)$ ist der Hazard für die Werte der Einflussvariablen (Kovariablen) der Fälle (z_1, z_2, \dots, z_m) und der Überlebenszeit t . Die Größe $h_0(t)$ ist der Baseline-Hazard und gibt den Hazard für das Eintreten des Ereignisses in t an, wenn alle Einflussvariablen gleich null sind. Das Modell kann als lineare Gleichung dargestellt werden, nur muss dann der Logarithmus betrachtet werden:

$$\log[h(t, (z_1, z_2, \dots, z_m))/h_0(t)] = b_1 * z_1 + \dots + b_m * z_m$$

Drei Länder, nämlich Chile, Deutschland und die USA wurden in die Untersuchung einbezogen. Es wurden Länder ausgewählt, deren gesellschaftliche Entwicklung und deren Hochschulen sich beträchtlich unterscheiden. Auf diese Weise sollen Hinweise auf allgemeine Trends der Entwicklung herausgearbeitet werden, die sich jenseits

nationaler Besonderheiten durchsetzen. Da die nationalen Hochschulstatistiken nicht einheitlich sind, variieren die Variablen, die in die Analyse einbezogen werden konnten, in gewissen Grenzen von Land zu Land.³ Die Unterscheidung von öffentlichen und privaten Hochschulen erfolgt entsprechend der amtlichen Zuordnungen, die den nationalen Hochschulstatistiken zugrunde liegen. Diese gehen von der Trägerschaft aus. Auch die Unterscheidung von profitorientierten und gemeinnützigen (oder: non-profit) Hochschulen im privaten Bereich folgt den rechtlichen Zuordnungen in den jeweiligen Ländern.⁴

3 Ergebnisse im Ländervergleich

3.1 USA

Im Falle der USA wurden Daten zum Überleben der *4-years-colleges* für die Zeitspanne von 1980 bis 2004 ausgewertet. Es handelt sich durchweg um Colleges, die von staatlich anerkannten Agenturen akkreditiert sind.

Die Zahl der profitorientierten privaten Colleges hat in den vergangenen Jahrzehnten beträchtlich zugenommen. Sie stieg von 67 im Jahr 1986⁵ auf 447 im Jahr 2004. Von den 574 Einrichtungen, die in der genannten Zeitspanne einmal existierten, sind 75 geschlossen worden. Die Zahl der privaten gemeinnützigen Colleges stieg von 1.409 im Jahr 1980 auf 2.154 in 1996 und sank bis 2004 auf 1.827. Insgesamt hatte es im Beobachtungszeitraum einmal 2.644 gegeben. Von ihnen wurden 482 geschlossen. Die Gesamtzahl der öffentlichen Colleges betrug 639 im Jahr 1980, blieb im Großen und Ganzen bis 1996 konstant. Danach stieg sie bei kleinen Schwankungen auf 793 im Jahr 2004. Von den insgesamt 806, die einmal existierten, sind 30 geschlossen worden.

Private und öffentliche Colleges wurden während der untersuchten Zeitspanne in beachtlichen Zahlen gegründet oder geschlossen. Aus den Zeitreihendaten zur Gründung und Schließung von Hochschulen haben wir Überlebensraten⁶ berechnet. Dabei variiert die Überlebenswahrscheinlichkeit mit der Trägerschaft. Am niedrigsten war mit 0,91 (Standardfehler = 0.006) die Überlebenswahrscheinlichkeit profitorientierter

³ Eine Liste sämtlicher Datenquellen kann per E-Mail von den Autoren über das Institut für Hochschulforschung Wittenberg bezogen werden.

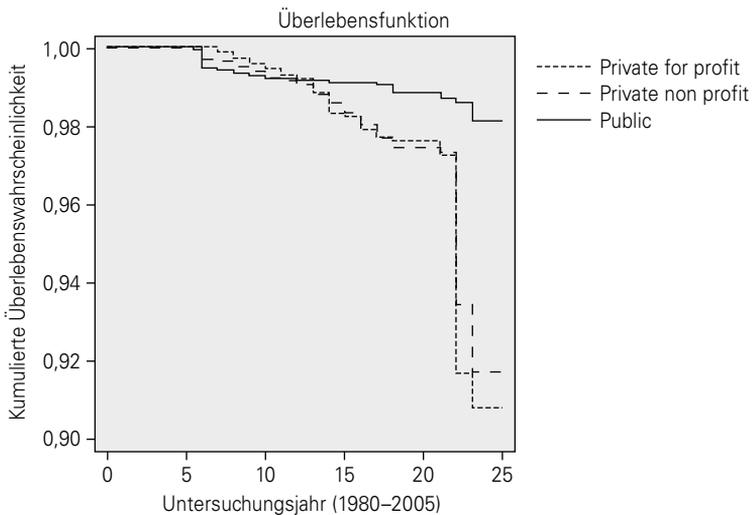
⁴ Eine ausführliche Diskussion dieser Unterscheidungen findet sich in Reisz (2003) und in Fernández/Lenhardt/Reis/Stock (2009) vor allem mit Blick auf Chile (S. 11 ff.) und auf Deutschland (S. 35 ff.) sowie mit Blick auf öffentliche und private Hochschulen in den USA (S. 80 ff.). Zu profitorientierten Hochschulen in USA vgl. Hentschke (2004).

⁵ In der Hochschulstatistik der USA werden erst ab 1986 die profitorientierten privaten Hochschulen gesondert ausgewiesen. Deshalb liegen für 1980 noch keine Daten vor.

⁶ Die Überlebensrate gibt die Wahrscheinlichkeit an, eine bestimmte Zeiteinheit zu überleben. Die Einzelwahrscheinlichkeiten werden zu einem Wert zusammengeführt.

Hochschulen. Etwas größer war mit 0,92 (Standardfehler = 0.003) die der privaten gemeinnützigen und am größten die der öffentlichen mit 0,98 (Standardfehler = 0.002). Die entsprechenden Überlebensfunktionen zeigt Abbildung 1. Es gehört demnach zu den Kennzeichen des amerikanischen Hochschulwesens, dass die Existenz öffentlicher Hochschulen sicherer ist als die der profitorientierten und die der gemeinnützigen privaten.

Abbildung 1: Kumulierte Überlebenswahrscheinlichkeit amerikanischer Hochschulen nach Trägerschaft



Datenquellen: siehe Fernández/Lenhardt/Reisz/Stock (2009: 114f.)

Zu den Bildungsinteressen, die die Hochschulen verfolgen, gehören in den USA immer noch in großem Umfang religiöse. Dabei wird die religiöse Bildung primär als Teil der bürgerlichen Bildung gepflegt und nicht als theologische Fachbildung für zukünftige Geistliche. Staatliche Hochschulen scheiden wegen der Trennung von Kirche und Staat als Ort religiöser Bildung aus. Ebenso wenig widmen sich ihr die profitorientierten Hochschulen.

Die Überlebensanalyse ergibt, dass private Colleges mit religiösen Orientierungen eine um 23 Prozent größere Überlebenschance haben als solche mit rein säkularer Orientierung (Sig.=0,009). Dieser Befund scheint die These zu bestätigen, die Befriedigung von Sonderinteressen verleihe diesen Einrichtungen günstigere Existenzbedingungen. Kontrolliert man das Alter der Colleges, verschwindet dieser Effekt religiöser Bindung jedoch. Es zeigt sich dann, dass das geringere Sterberisiko der entsprechenden Einrichtungen allein auf ihr früheres Gründungsdatum zurückgeht (Sig.=0,000). Bei jün-

geren Gründungen verbessern religiöse Bindungen die Überlebenschancen nicht. Colleges jeglicher Orientierung und jeglicher Trägerschaft haben eine deutlich größere Überlebenschance, wenn ihr Gründungsdatum länger zurückliegt. Am stärksten ist dieser Effekt bei den öffentlichen (Verbesserung um bis zu 9 Prozent; Sig.=0,000) und den privaten gemeinnützigen (Verbesserung um bis zu 6 Prozent; Sig.=0,000). Die These, partikulare Orientierungen, in diesem Fall also religiöse, begünstigten das Überleben privater Hochschulen, wird durch diese Befunde also nicht gestützt. Dass eine Hochschule mit einer längeren Tradition günstigere Überlebenschancen hat, lässt sich damit erklären, dass sie sich in den Augen der Öffentlichkeit bewährt hat. Hinzu kommt, dass eine längere Tradition gleichbedeutend ist mit einer größeren Zahl an Absolventenjahrgängen und mithin an dankbaren und zu Spenden bereiten Alumni. Da „private giving“ für die Budgets und damit für den Bestand einer Hochschule höchst bedeutsam ist, haben die älteren einen Überlebensvorteil.

Am Falle der USA kann auch untersucht werden, ob Hochschulen mit größerem wissenschaftlichem Anspruch größere Überlebenschancen haben als die übrigen. Als Indikator für den wissenschaftlichen Anspruch nehmen wir den höchsten Abschluss, den ein College vergeben darf. Der niedrigste Abschluss, den Vier-Jahres-Colleges vergeben, ist der *Bachelor*. Höher rangieren der *First Professional Degree* und der *Master* und am höchsten der Abschluss *post M.A. less than Doctorate*. Bei der Einordnung der einzelnen Hochschulen folgen wir der Kategorisierung der *Carnegie Foundation*. Sie bestimmt den Rang eines Colleges nach dem höchsten Abschluss, den die Absolventen hier jeweils erwerben können. Die Analyse ergibt: Profitorientierte Colleges haben ein größeres Risiko, schließen zu müssen, wenn sie höhere Abschlüsse vergeben. Das Schließungsrisiko steigt um 18 Prozent (Sig.=0,000). Dieser Zusammenhang ist unabhängig von der Anzahl der Studierenden. In der Sprache der Geschäftswelt formuliert bedeutet dieser Befund, dass profitorientierte Colleges am Markt vorbeiproduzieren, wenn sie eine anspruchsvollere wissenschaftliche Bildung anbieten. Nach den allgemeinen Erwartungen der Konsumenten, so lässt sich spekulieren, kommen sie dafür nicht in Frage. Deswegen ist ihr Risiko zu scheitern hoch. Dem entspricht der Befund, dass private gemeinnützige Colleges ein kleineres Sterberisiko haben, wenn sie höhere Abschlüsse vergeben. Das Sterberisiko fällt dann um 4,5 Prozent (Sig.=0,002). Nimmt man die Anzahl der Studierenden hinzu, fällt es sogar um 11 Prozent (Sig.=0,000). Jedoch wächst auch das Schließungsrisiko öffentlicher Colleges, wenn sie höhere Abschlüsse vergeben. Es nimmt um 11 Prozent zu (Sig.=0,036).

Je kleiner der Lehrkörper der Colleges desto größer ist ihr Sterberisiko. Es kann bis zu 5 Prozent ansteigen (Sig.=0,036). Das gilt nicht nur für öffentliche Colleges, sondern auch für private gemeinnützige. Hier steigt das Risiko um jeweils 4,5 Prozent (Sig.=0,000 in beiden Fällen). Eine nahe liegende Erklärung dieses Befundes lautet so: Angesichts

der fortgeschrittenen akademischen Arbeitsteilung verlangt eine anspruchsvollere wissenschaftliche Bildung spezialisierter Professoren und Lehrveranstaltungen. Diese bereitzuhalten übersteigt aber schnell die Möglichkeiten eines kleineren Colleges, gleichviel ob es sich in privater oder öffentlicher Trägerschaft befindet. Dagegen sind sowohl die Anzahl der Studierenden wie auch die Relation zwischen der Anzahl der Lehrenden und der Lernenden bei allen Hochschulen ungeachtet ihrer Trägerschaft ohne statistische Relevanz. Vor allem die Größe des Lehrpersonals befördert das Überleben eines Colleges.

Träfe die These von der Überlegenheit privater Hochschulträgerschaft zu, müsste es einen Zusammenhang geben zwischen der Form der Trägerschaft und der Leistungsfähigkeit eines Colleges in Forschung und Lehre. Ob ein solcher Zusammenhang besteht, wurde anhand der Daten des *Center for Measuring University Performance* untersucht, das jedes Jahr einen Bericht „*Top American Research Universities*“ publiziert (Craig 2002; Lombardi/Capaldi/Abbey 2007). Das Center bezieht insgesamt 640 Hochschulen in seine Untersuchung ein. Das sind jene, die mindestens in einem Jahr zwischen 1990 und 2004 bundesstaatliche Forschungsgelder erlangt haben. Der Schwerpunkt liegt aber bei den Forschungsuniversitäten, die mindestens 20 Millionen Dollar an bundesstaatlichen Forschungsmitteln pro Jahr erlangten. Das waren im Jahre 2005 196 Universitäten, darunter 57 private und 136 öffentliche. Die zur Einstufung benutzten Indikatoren betreffen fünf Felder, nämlich Forschungsmittel (Gesamtausgaben für Forschung und eingeworbene bundesstaatliche Forschungsmittel), private Zuwendungen, die Leistungen, Mitgliedschaften und Auszeichnungen des wissenschaftlichen Personals, Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses (Anzahl der im akademischen Jahr erworbenen Dokortitel und Anzahl der Postdoc-Stellen) sowie das Leistungsvermögen der undergraduates. Für jeden der Indikatoren wird eine Rangliste aufgestellt, in die die Universitäten einsortiert werden. Zur ersten Gruppe der *Top American Research Universities* (1–25) werden jene Hochschulen gerechnet, die bei mindestens einem der neun Indikatoren einen der ersten 25 Plätze belegen. 2005 gelang dies 51 Universitäten. In eine zweite Gruppe werden jene aufgenommen, die mit mindestens einem Merkmal auf den Plätzen 26 bis 50 vertreten sind. Hier finden sich 37 Universitäten. Ferner gibt es Listen der Top 200, in die sämtliche 640 Hochschulen aufgenommen werden, die bundesstaatliche Forschungsmittel erlangten. Eine systematische Analyse der genannten Daten zeigt, dass die Form der Trägerschaft nicht mit der Zugehörigkeit zur Leistungsspitze korrespondiert. Unter den ersten 25 Hochschulen sind öffentliche und private zu etwa gleichen Anteilen vertreten, die Gruppe 26 bis 50 wird zu fast drei Vierteln von öffentlichen Hochschulen gebildet. Zwischen der Unterscheidung von Universitäten, die zur Spitzengruppe der 25 zählen und jenen, die nicht zur Spitze gehören einerseits sowie der Unterscheidung von öffentlicher und privater Trägerschaft andererseits gibt es insgesamt keinen Zusammen-

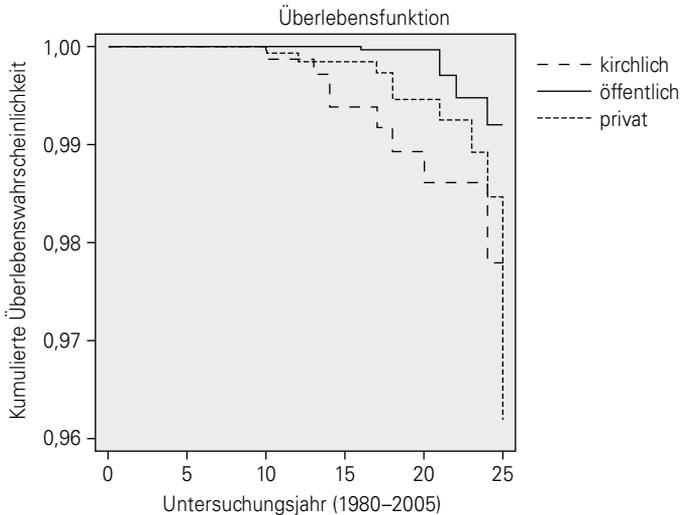
hang ($\phi=-0,18$; $\text{Sig.}=0,000$). Dieser Befund widerspricht der landläufigen Ansicht, die privaten Universitäten nähmen die Spitzenpositionen im akademischen Feld ein.

Für die USA ergibt sich damit insgesamt das folgende Bild: Privat zu sein und gar profitorientiert verschafft einem College nicht Überlebensvorteile, sondern -nachteile. Ein jüngeres Gründungsdatum ist zudem gefährlicher als ein älteres, und ein kleiner Lehrkörper riskanter als ein großer. Dagegen spielt die Größe der Studentenschaft keine Rolle und eine religiöse Bindung auch nicht. Die privaten Hochschulen sind den öffentlichen insgesamt nicht überlegen. Überlebensvorteile, die sich einer Überlegenheit der privaten gegenüber den öffentlichen Hochschulen verdanken, können also kaum entstehen.

3.2 Deutschland

Das Schicksal privater Hochschulen findet in Deutschland große Aufmerksamkeit. Über die Existenznöte der Universität Witten-Herdecke haben die Medien ausführlich berichtet, ebenso über die Schließung der Hanseuniversität in Rostock und der International University Bruchsal im Jahre 2009. Einen genaueren Blick gestatten statistische Daten, die für Überlebensanalysen geeignet sind. Sie liegen für die Jahre von 1980 bis 2006 vor. In dieser Zeitspanne existierten insgesamt 131 private Hochschulen, 49 kirchliche und 292 öffentliche. Von ihnen wurden 24 private Hochschulen geschlossen, neun kirchliche und 21 öffentliche. Aus den Zeitreihendaten zur Gründung und Schließung von Hochschulen wurden auch hier Überlebensraten berechnet. Sie betragen für die staatlichen Hochschulen 0,98, für die kirchlichen 0,96 und für private Hochschulen 0,94. Die Überlebenswahrscheinlichkeit der öffentlichen Hochschulen war signifikant höher als die der übrigen. Die Überlebensfunktionen für den deutschen Fall zeigt Abbildung 2.

Abbildung 2: Kumulierte Überlebenswahrscheinlichkeit deutscher Hochschulen nach Trägerschaft



Datenquellen: siehe Fernández/Lenhardt/Reisz/Stock (2009: 114f.)

Von den Variablen, für die Daten zur Verfügung stehen, hat das Gründungsdatum der Hochschulen einen Effekt auf die Überlebensraten, und zwar ausschließlich im Fall der kirchlichen Hochschulen. Ein frühes Gründungsdatum begünstigt die Überlebenschancen um ein Prozent, bei schwacher Signifikanz (Sig.=0,1759). Für private und für staatliche Hochschulen lässt sich ein solcher Zusammenhang jedoch nicht feststellen. Ohne Einfluss auf die Überlebenschancen ist in den Hochschulen aller Träger die Anzahl der Studierenden. Angesichts der häufig vertretenen Annahme, dass kleinere Organisationen ein größeres Risiko haben, geschlossen zu werden, ist dies ein überraschender Befund. Ohne Bedeutung für die Überlebenschance ist auch die Anzahl der Absolventen.

Hingegen erhöht der Umfang des Lehrpersonals die Überlebenschancen der kirchlichen Hochschulen um bis zu 3,5 Prozent (Sig.=0,0058). Dieser Befund gibt Auskunft über die Schließungskriterien der zuständigen Kirchenleitungen. Insbesondere nach dem Beitritt der ostdeutschen Länder gab es, etwa in Berlin, Mehrfachangebote an Theologischen Hochschulen, die dann zu Schließungen führten. Offenbar hat man sich bei der Auswahl der zu schließenden Einrichtungen vom Umfang des Lehrkörpers leiten lassen. Für private Hochschulen ist der Zusammenhang nicht signifikant.

Die anderen Variablen, die in die Untersuchung einbezogen werden konnten, haben keine signifikanten Effekte auf die Überlebenswahrscheinlichkeit. Ob die Hochschulen das Recht zur Promotion oder zur Habilitation haben, ob sie über eine größere oder

kleinere Betreuungsrate (Relation von Lehrenden und Lernenden) verfügen, ob sie einen großen Teil der Studierenden zu einem Abschluss führen oder nicht, ob der Anteil der nebenberuflich Lehrenden groß oder klein ist, ist für ihr Überleben ohne signifikante Bedeutung. Der einzige bedeutende Faktor bleibt die Trägerschaft selbst. Private Hochschulen sind schließungsgefährdeter als die kirchlichen und diese wiederum sind gefährdeter als die öffentlichen.

Ob die privaten Hochschulen privatwirtschaftlich arbeiten oder gemeinnützigen Charakters sind, ließ sich mangels statistischer Daten mit Zeitreihen nicht beschreiben. Die deutschen Hochschulgesetze schließen eine privatwirtschaftliche Organisationsform der privaten Hochschulen nicht aus (*Schmidt 2003; Erichsen 2000, S. 148 ff.*). In der untersuchten Zeitspanne von 1980 bis 2006 dürfte es allerdings kaum profitorientierte Hochschulen gegeben haben. Die erste Übernahme einer bestehenden privaten Hochschule durch einen Investor fand 2007 statt. Die Internationale Fachhochschule Bad Honnef-Bonn wurde durch den Finanzinvestor *Aucutus* übernommen. Im Jahr 2008 erwarb der amerikanische Bildungskonzern *Laureate Education* die Mehrheitsanteile an der *Unternehmer-Hochschule BiTS (Business and Information Technology School)* in Iserlohn. Mindestens sechs weitere Übernahmen oder Neugründungen durch Investoren sind für die Jahre 2007 und 2008 dokumentiert (*Savelberg 2008*). Gemeinhin galt die Hanseuniversität Rostock als eine der ersten Hochschulgründungen, die ein privater Investor in Deutschland, nämlich die Hamburger Beteiligungsgesellschaft *Educationtrend* angestrengt hat (*Gürtler/Schmid 2008*). Dies war 2008. Der gleiche Investor hatte 2007 bereits die *International University Bruchsal* erworben. Gleichwohl dürfte die anfängliche Euphorie über die Entstehung eines profitorientierten „Education Services Sektor“ (*Savelberg 2008, S. 178*) im Hochschulbereich, der Investoren anlocke, einer Ernüchterung gewichen sein. Die Hanseuniversität Rostock ist 2009 gescheitert, ebenso musste die International University Bruchsal im August desselben Jahres ihren Betrieb einstellen. Auch wenn keine systematischen hochschulstatistischen Erhebungen vorliegen, so deuten die genannten Befunde auf ein vergleichsweise hohes Untergangrisiko profitorientierter Privathochschulen in Deutschland. Es scheint derzeit höher zu sein als das der gemeinnützigen privaten Hochschulen.

Initiativen zur Gründung privater Hochschulen können auch scheitern, bevor die geplante Einrichtung ihre Tore öffnete. Bis 2001 bedurften private Hochschulen allein einer Anerkennung durch den Staat. Dann trat zur staatlichen Anerkennung das Erfordernis der institutionellen Akkreditierung. Das Verfahren wird im Auftrag des Bundes und der Länder vom Wissenschaftsrat durchgeführt. Anlass für die Einrichtung des Verfahrens war die seit den 1990er Jahren sprunghaft gestiegene Anzahl privater Hochschulen (*Bartz/Goll/Lütkemeier/Schwörer 2009*). In einigen Landeshochschulgesetzen wird die institutionelle Akkreditierung ausdrücklich als Voraussetzung staat-

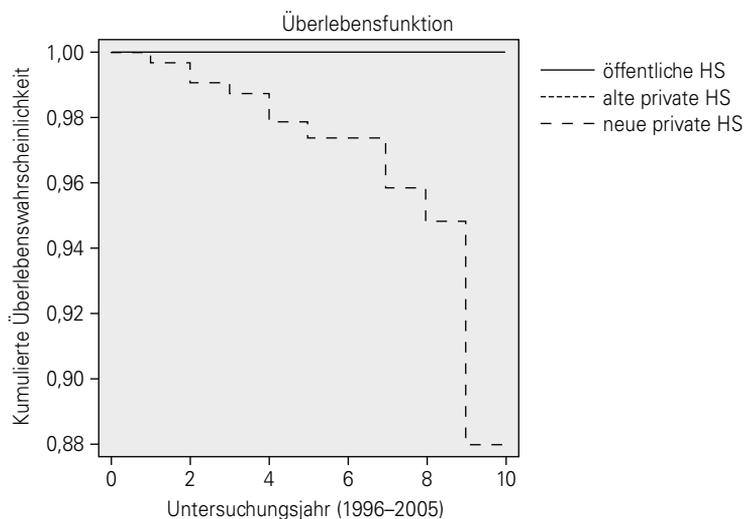
licher Zulassung genannt. Der Wissenschaftsrat hat zwischen 2001 bis 2008 im Verfahren der institutionellen Akkreditierung insgesamt 32 Stellungnahmen verabschiedet. Davon waren sechs ablehnend und 26 zustimmend. Andere Beobachter sprechen von 55 Verfahren bis Anfang 2009, wobei in 20 Fällen die Akkreditierung verweigert wurde (*Schmidt 2009, S. 15*). Der Leiter des Referats „Institutionelle Akkreditierung“ des Wissenschaftsrates nennt im Jahr 2009 insgesamt 40 abgeschlossene Verfahren. Davon endeten sechs mit einem ablehnenden Bescheid, während etwa 20 Gründungsinitiativen bereits im laufenden Verfahren aus Qualitätsgründen abgebrochen wurden (*Goll 2009, S. 6*). Die Akkreditierungen werden zeitlich befristet für eine Zeitspanne zwischen fünf bis zehn Jahren erteilt. Akkreditiert werden sowohl Konzepte für zu gründende Hochschulen als auch Hochschulen, die bereits den Studienbetrieb aufgenommen haben. Hier werden die bislang erreichten Leistungen in Lehre und Forschung bewertet. Das Akkreditierungsverfahren des Wissenschaftsrates wird in jüngster Zeit von Seiten privatwirtschaftlicher Hochschulbetreiber wie etwa der SRH Holding scharf kritisiert (*Schmidt 2009*). Das Verfahren musste sich jüngst einer Überprüfung stellen, deren Ergebnis derzeit noch offen ist.

3.3 Chile

Die chilenische Hochschulstatistik bietet Daten, die für Überlebensanalysen geeignet sind, für den Zeitraum 1996 bis 2006. Sie stehen nur für die Universitäten zur Verfügung. Insgesamt existierten im Untersuchungszeitraum 74 Universitäten, davon waren 16 staatliche Universitäten, 3 alte private und 6 alte katholische Universitäten. Diese alten nichtstaatlichen Universitäten (*Tradicional*) sind den staatlichen hochschulpolitisch gleichgestellt. Die genannten insgesamt 25 Universitäten bilden auch den *Consejo des Rectores de las Universidades Chilenas (CRUCH)*, den Universitätsrektorenrat. Unabhängig von der Trägerschaft sichert der Staat die Grundfinanzierung – bis zu zwei Dritteln des Gesamtetats – dieser Universitäten (*Lanzendorf 2005*). Daneben gab es 49 neue private Hochschulen. Diese gehören nicht dem CRUCH an.

Zwischen 1996 und 2006 wurden 14 Hochschulen geschlossen. Die Schließungszeitpunkte verteilen sich auf die Zeitspanne relativ gleichmäßig. Von diesen Schließungen waren staatliche Universitäten überhaupt nicht betroffen und auch nicht jene alten privaten und kirchlichen Universitäten, die zum CRUCH gehören. Betroffen waren ausschließlich neue private Hochschulen. Während die Universitäten des CRUCH eine Überlebenswahrscheinlichkeit von 100 Prozent haben, beträgt sie für die neuen privaten Universitäten nur 0,88. Abbildung 3 zeigt die entsprechenden Überlebensfunktionen.

Abbildung 3: Kumulierte Überlebenswahrscheinlichkeit chilenischer Hochschulen nach Trägerschaft



Datenquellen: siehe Fernández/Lenhardt/Reisz/Stock (2009: 114f.)

In Chile verliert eine Universität ihre Lizenz, wenn sie ihren Entwicklungsplan nicht einhält oder wenn sie elf Jahre nach ihrer Gründung noch nicht den Status der Autonomie erreicht hat.⁷ Vor einer Gründung müssen die Entwicklungspläne der zukünftigen Universität beim *Consejo Superior de Educación (CSE)*, dem Hochschulrat, zur Begutachtung eingereicht werden. Nach der Gründung begleitet der CSE die Universität elf Jahre und evaluiert die Studiengänge und das Management der Einrichtung. Nach dieser Prüfungszeit entscheidet der Hochschulrat, ob die Universität die angestrebte Autonomie erhalten oder aber geschlossen werden sollte. Oft kommt es vor, dass die Träger selbst entscheiden, ihre Universität aufzulösen. So haben sich von den 14 Universitäten, die geschlossen worden sind, sieben selbst aufgelöst, die anderen sieben wurden vom CSE geschlossen. Die Selbstauflösung kann durch das Interesse motiviert sein, einer Schließung durch den CSE zuvorzukommen, oder sie ergibt sich aus einem Verkauf der Universität. Hochschulen werden an- und verkauft, weil sie ungeachtet der gesetzlich vorgeschriebenen Gemeinnützigkeit häufig erhebliche Gewinne abwerfen.

Die für die Universitäten zur Verfügung stehenden Daten gestatten es, eine große Zahl an möglichen Determinanten der Überlebenschancen zu prüfen. Im Einzelnen sind dies: die Form der Trägerschaft; die Anzahl der Studiengänge; die Anzahl der Fachbereiche; die durchschnittliche Dauer der Regelstudienzeit; der Anteil der Studie-

⁷ Zur institutionellen Akkreditierung in Chile vgl. *Bernasconi (2007)*.

renden, die das erste Studienjahr erfolgreich beendeten; die Anzahl der Studienplätze, die jährlich angeboten werden; die Anzahl der pro Jahr immatrikulierten Studenten; die Anzahl der Studierenden; die Immatrikulationsgebühren; die Studiengebühren pro Jahr; die Anzahl der Professoren und der Anteil, der über einen Master oder Dokortitel verfügt; die Anzahl und der Anteil der Professoren, die mindestens eine halbe Stelle haben; die Anzahl der Studierenden, die ihr Studium schon beendet, aber noch nicht das Abschlussexamen abgelegt haben. Da alle Schließungen in den genannten Zeitraum von zehn Jahren fielen, schied das Gründungsdatum als Variable aus.

Es ist sinnvoll, den Einfluss dieser Variablen auf das Überleben sowohl aller Hochschulen zu berechnen als auch gesondert auf das der neuen privaten. Hervorzuheben sind zwei Befunde: Bezogen auf die gesamte Population hat die Anzahl der Studiengänge einen hoch signifikanten (Sig.=0.001) Einfluss auf das Überleben. Eine hohe Anzahl von Studiengängen verbessert die Überlebenschancen einer Hochschule um bis zu 6,2 Prozent. Dies gilt, wie gesagt, für die Gesamtheit aller untersuchten Universitäten, also unabhängig von deren Trägerschaft. Wird der Einfluss der Variable allein für die neuen privaten Hochschulen berechnet, also allein für die faktisch bestandsgefährdeten Hochschulen, so wachsen deren Überlebenschancen um 3,3 Prozent (Sig.=0,04). Ebenso hat die Anzahl der Fachrichtungen einen ganz erheblichen Einfluss auf das Überleben. Legt man sämtliche Hochschulen zu Grunde, so verbessert eine hohe Anzahl von Fachrichtungen die Überlebenschancen um bis zu 40,6 Prozent (Sig.=0,000). Dies ist zum Teil darauf zurückzuführen, dass jene etablierten Hochschulen, die dem CRUCH angehören und nicht schließungsgefährdet sind, sämtlich über eine hohe Anzahl von Fachrichtungen verfügen. Werden diese Hochschulen aus der Analyse ausgeklammert und nur die neuen privaten Hochschulen in die Berechnung einbezogen, so steigen deren Überlebenschancen bei einer hohen Zahl von Fachrichtungen allerdings noch immer um bis zu 36 Prozent (Sig.=0,001).

Dass die Breite des Studienangebotes in Chile einen außergewöhnlich großen Effekt auf das Überleben einer privaten Hochschule hat, erklärt sich zum einen aus deren Abhängigkeit von den Einnahmen aus Studiengebühren. Diese sind die einzige Einnahmequelle der neuen privaten Universitäten. Zum anderen wird die Einhaltung akademischer Standards bei den neuen privaten Hochschulen derzeit noch nicht durchgängig sanktioniert. Sie können sich einer Akkreditierung ihrer Studiengänge also noch entziehen. Unter diesen Voraussetzungen verbessert sich die Position einer Hochschule, wenn sie ein möglichst breites Spektrum von Studiengängen anbietet. Sie spricht damit viele Studierende an und erhöht ihre Einnahmen bei geringen zusätzlichen Kosten. Die Hochschulen agieren in der Konkurrenz um Studierende ähnlich wie Marktteilnehmer, und sie können dies, weil sie aus unterschiedlichen Gründen noch darauf verzichten können, akademische Normen einzuhalten. Für einen großen Teil der jungen Leute, die ein Studium aufnehmen wollen, sind diese Normen noch ohne

Bedeutung, da sie bislang in der Gesellschaft – im Vergleich zu den anderen untersuchten Ländern – nur schwach institutionalisiert sind. Eine Orientierung am Markt, auf die das Management chilenischer Hochschulen immer wieder hinweist, geht einher mit einem „Modernisierungsrückstand“ bezüglich der Anerkennung akademischer Normen.

Zugleich zeigen die Überlebensanalysen, dass weder die Anzahl der Studienplätze, noch die Anzahl der Studienanfänger, noch die der insgesamt an einer Hochschule Studierenden die Überlebenswahrscheinlichkeit beeinflussen. Dieses Ergebnis ist signifikant (Sig. = 0,05 und 0,02 sowie 0,02 für die genannten Variablen). Zunächst mag der Befund als paradox erscheinen, dass einerseits die Anzahl der Fachrichtungen das Überleben befördert, andererseits ein Einfluss der Studierendenanzahl signifikant aber ausgeschlossen werden kann. Ein näherer Blick auf die Geschichte der geschlossenen Universitäten zeigt aber, dass diese häufig mit einer großen Anzahl von Fachrichtungen begonnen haben. Sie konnten diese aber über die Jahre nicht aufrechterhalten und haben mehr und mehr Fachrichtungen geschlossen, ohne dass die Anzahl der Studierenden zurückging. Offenbar wurden die bereits immatrikulierten Studenten von den wenigen verbleibenden Fachrichtungen übernommen, bevor es dann zur Schließung kam. Daneben wurden Universitäten mit nur einer Fachrichtung oder ganz wenigen Fachrichtungen geschlossen, wobei die Anzahl der Studierenden vorher zumeist zurückging.

Es verbessern sich auch mit zunehmender Größe des Lehrpersonals (Sig.= 0,02) die Überlebenschancen der neuen privaten Universitäten, allerdings nur um bis zu 0,3 Prozent. Die Anzahl der Lehrenden mit Postgraduiertenabschluss verbessert die Überlebenschancen gegenüber der bloßen Größe des Lehrpersonals um bis auf das Doppelte (Sig.=0,039). Auch wenn der Einfluss relativ gering ist, so deuten diese Befunde darauf hin, dass eine Orientierung an Wissenschaftlichkeitsstandards im Interesse der Bestandserhaltung auch der neuen privaten Universitäten ist.

Neben den Universitäten gehören auch die *Institutos Profesionales* (Technische Fachschulen) und *Centros de Formación Técnica* (Technische Ausbildungszentren) zum tertiären Bereich. Allerdings liegen für die beiden zuletzt genannten Typen keine Daten vor, mit denen sich Überlebensanalysen durchführen ließen. Allein Zeitreihenangaben über die Anzahl der Einrichtungen pro Jahr sind für die Spanne von 1990 bis 2007 verfügbar. Ein Vergleich ergibt hier das Folgende: Im Jahr 1990 gab es 40 Universitäten, in der Zeitspanne von 1990 bis 2007 bewegt sich die Anzahl zwischen 35 und 45, zuletzt gibt es 36 Universitäten. Während die Anzahl der Universitäten weitgehend konstant bleibt, fällt die Anzahl der *Institutos Profesionales* kontinuierlich von 79 im Jahre 1990 auf 44 im Jahre 2007 und die der *Centros de Formación Técnica* von 161 im Jahre 1990 auf 100 im Jahre 2007. Die beiden zuletzt genannten Typen haben mit

Abstand die größten Überlebensprobleme. Diese Einrichtungen sind alle privaten Charakters mit geringem gesellschaftlichem Ansehen und einer wissenschaftlich bescheidenen Lehre. Zudem ist es ihnen im Gegensatz zu den Universitäten erlaubt, profitorientiert zu wirtschaften. So betätigt sich also auch im chilenischen Fall der Befund, dass privatwirtschaftliche Einrichtungen gefährdeter sind als gemeinnützige private und dass die öffentlichen Einrichtungen die größten Überlebenschancen haben.

4 Zusammenfassende Diskussion der Befunde

Die entscheidenden Befunde, zu denen die Untersuchung gelangt, widersprechen den eingangs angesprochenen neoliberalen Erwartungen: In allen drei Ländern ist die Überlebenswahrscheinlichkeit der privaten Hochschulen niedriger als die der öffentlichen. Wo die Daten entsprechende Berechnungen gestatten, zeigt sich, dass die Überlebenswahrscheinlichkeit der privaten Hochschulen mit erwerbswirtschaftlichem Charakter am geringsten ist. Etwas größer ist die der privaten gemeinnützigen und am größten die der öffentlichen.

Dieser Befund, so könnte man in neoliberaler Perspektive einwenden, verdanke sich der beklagenswerten Tatsache, dass der Staat Kosten-Nutzenkalküle nicht anstelle und auf Kosten des Steuerzahlers auch unrentable Hochschulen alimentiere. Private Hochschulen operierten kostengünstiger als öffentliche. Tatsächlich gibt es Hinweise darauf, dass die Kosten pro Studienplatz in privaten Hochschulen niedriger sind als in öffentlichen. Aber diese Differenz erklärt sich vor allem daraus, dass die privaten Hochschulen zumeist kaum Forschung betreiben und die Lehre auf solche Fächer beschränken, die keine großen Kosten verursachen (Levy 1992). Dieser Befund deutet auf eine irrtümliche Prämisse der neoliberalen Kritik an öffentlichen Hochschulen hin. Sie beruht auf der Annahme, dass das, was in der Hochschulentwicklung tatsächlich bedeutsam ist, identisch ist mit dem, was in den Bilanzen privater Träger als Kosten und Nutzen erscheint. Diese Gleichsetzung ist jedoch willkürlich. Denn die Leistungen und Aufwendungen des öffentlichen Hochschulwesens erschöpfen sich nicht in dem, was private Hochschulen als Kosten und als Nutzen in ihren Bilanzen berücksichtigen.

Schwieriger ist es, unsere Befunde vor dem Hintergrund der organisationsökologischen Thesen zu interpretieren, die die Überlebenschancen von spezialisierten im Vergleich zu generalistischen Organisationen betreffen. Wir konnten am chilenischen Fall zeigen, dass sich nicht mit der Spezialisierung, sondern mit der Breite des Studiengangangebotes die Überlebenswahrscheinlichkeit privater Hochschulen erhöht. Ebenso sind im deutschen Fall Hochschulen religiöser Träger, deren Bildungsprogramme Elemente partikularen Charakters enthalten und damit spezielle Bildungsinteressen bedienen, zwar überlebenstüchtiger als die privaten, aber nicht als die breit aufgestellten öffentlichen Hochschulen. Auch in den USA lassen sich die Überlebensvorteile

privater Hochschulen mit einem religiösen Träger nicht darauf zurückführen, dass diese die speziellen Interessen religiöser Gruppen ansprechen, sondern auf das frühe Gründungsdatum dieser Hochschulen. Eine Ablehnung der organisationsökologischen These folgt aus diesen Befunden aber nur dann, wenn zudem gezeigt werden kann, dass die Umwelten der Hochschulen sich tatsächlich rasch und stark wandeln. Wir hatten diese zentrale Prämisse des organisationsökologischen Arguments auch für Hochschulen unter Hinweis auf die vorherrschenden Diagnosen der Hochschulforschung unterstellt. Ob diese Prämisse tatsächlich triftig ist, muss hier aber offen bleiben. Hier müssten weitere Forschungen anschließen.

Ferner konnten wir zeigen, dass die Überlebensfähigkeit privater Hochschulen insgesamt nicht von Merkmalen abhängt, die sich mit der Qualität von Lehre und Forschung in Zusammenhang bringen lassen. Ein höherer wissenschaftlicher Anspruch begünstigt ihr Überleben nicht notwendigerweise, sondern kann es auch beeinträchtigen. Hingegen ergeben sich weitgehend unabhängig von der Trägerschaft der Hochschulen Überlebensvorteile mit zunehmendem Umfang des wissenschaftlichen Personals. Je größer der Personalumfang, desto größer scheint das soziale Kapital zu sein, das für das Überleben einer Hochschule mobilisiert werden kann, wie auch immer sich dies im konkreten Fall darstellen mag.

Literatur

Bartz, Olaf; Goll, Dietmar; Lütkemeier, Elke; Schwörer, Beatrix (2009): Institutionelle Akkreditierung von Hochschulen in nichtstaatlicher Trägerschaft in Deutschland durch den Wissenschaftsrat. In: Winfried Benz / Jürgen Kohler / Klaus Landfried (Hrsg.): Handbuch Qualität in Studium und Lehre: Evaluation nutzen – Akkreditierung sichern – Profil schärfen! [Teil] F. Akkreditierung und weitere Formen der Qualitätszertifizierung: Grundlagen und Elementarzwecke der Akkreditierung. Berlin: Raabe. F. 1.9. 1–14

Bernasconi, Andrés (2007): Chile: Accreditation versus Proliferation. In: International Higher Education 47. http://www.bc.edu/bc_org/avp/soe/cihe/newsletter/Number47/p18_Bernasconi.htm (Zugriff 9. September 2010)

Cheung, Yin Bun (2000): Martial status and mortality in British woman. In: International Journal of Epidemiology 29, S. 93–99

Cox, David R. (1972): Regression models and life tables (with discussion). Journal of the Royal Statistical Society 34, S. 187–220

Craig, Diane D. (2002): The Center Top American Research Universities: An Overview. Gainesville, FL: The Center

Fernández Darras, Enrique; Lenhardt, Gero; Reisz, Robert D.; Stock, Manfred (2009): Private Hochschulen in Chile, Deutschland, Rumänien und den USA. HoF-Arbeitsbericht 3/09. Institut für Hochschulforschung Wittenberg

Erichsen, Hans-Uwe (2000): Gutachten. Zulässigkeit, Grenzen und Folgen der Hochschulprivatisierung. Centrum für Hochschulentwicklung. Gütersloh

Goll, Dietmar (2009): Stachel im Fleisch? In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 02.04.2009, S. 6

Gürtler, Lena; Schmidt, Marion (2008): Kein Student, nirgends. In: Financial Times Deutschland vom 13.08.2008, S. 8

Hannan, Michael T.; Freeman, John (1989): Organizational Ecology. Cambridge; Mass

Hannan, Michael T.; Carrol, Glenn R. (1992): Dynamics of organizational populations : density, legitimation, and competition. New York / Toronto.

Hentschke, Guilbert C. (2004): U.S. For-Profit Postsecondary Institutions: Departure or Extension? In: International Higher Education 35. http://www.bc.edu/bc_org/avp/soe/cihe/newsletter/News35/text009.htm (Zugriff: 4. Februar 2010).

Lanzendorf; Ute (2005): Rahmenbedingungen für deutsche Hochschulaktivitäten. Länderanalyse Chile. Wissenschaftliches Zentrum für Berufs- und Hochschulforschung. Universität Kassel. Kassel

Levy, Daniel C. (1992): Private Institutions of Higher Education. In: B. R. Clark & G. Neave (Eds.): The Encyclopedia of Higher Education. Oxford, S. 1183–1195

Lombardi, John V. / Capaldi, Elizabeth D. / Abbey, Craig W. (2007): The Top American Research Universities. 2007 Annual Report. The Center for Measuring University Performance at Arizona State University

Reisz, Robert D. (2003): Public Policy for Private Higher Education in Central and Eastern Europe, (Arbeitsberichte 2'03). Hrsg. von HoF Wittenberg - Institut für Hochschulforschung an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Wittenberg

Riddle, Phyllis (1996): The university and political Authority: Historical Trends and Contemporary Possibilities. In: Research in Sociology of Education and Socialization 11, S. 43–62.

Savelberg, Albert H. (2008): M&A im Education Services Sektor: Zukunftsbranche lockt Investoren. In: M&A Review. Heft 4, S. 178–185

Schmidt, Karsten (2003): Hochschulen in Rechtsformen des privaten Rechts. In: Jörn Axel Kämmerer; Peter Rawert (Hg.): Hochschulstandort Deutschland. Rechtlicher Rahmen – Politische Herausforderungen. Köln, S. 105–118

Schmidt, Marion (2009): Ärger mit dem Hochschul-TÜV. In: Financial Times Deutschland vom 27.02.2009. S. 15

Skilbeck, Malcolm (1997): Higher Education in a Changing Environment. Regional, National and Trans-National Issues. In: Tertiary Education and Management, Vol. 3, No.2, S. 101–111

Stannek, Antje; Ziegele, Frank (2005): Private Higher Education in Europe. A National Report on Germany. CHE Arbeitspapier 71. Gütersloh

Vught, F. van (1996): Isomorphism in Higher Education? In: Lynn Meek; Leo Goedegebuure; Osmo Kivinen; Risto L. Rinne (Eds.), *The Mockers and the Mocked: Comparative Perspectives on Differentiation, Convergence and Diversity in Higher Education*. Oxford, S. 42–58

Wächter, Bernd (2004): Higher Education in a Changing Environment. Internationalisation of Higher Education Policy in Europe. Bonn

Wells, Peter James; Sadlak, Jan; Vlăsceanu, Lazăr (2007): The Rising Role and Relevance of Private Higher Education in Europe. UNESCO-CEPES. Bucharest

Anschriften der Verfasser:

Dr. Gero Lenhardt

Freier Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung Wittenberg an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

Collegienstraße 62

06886 Wittenberg

E-Mail: gero.lenhardt@hof.uni-halle.de

Prof. Dr. Robert Reisz

Professor für Sozialstatistik an der West Universität Timisoara

und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung Wittenberg an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

Collegienstraße 62

06886 Wittenberg

E-Mail: reisz@info.uvt.ro

PD Dr. Manfred Stock

Vertretungsprofessor für Bildungssoziologie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung Wittenberg an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

Collegienstraße 62

06886 Wittenberg

E-Mail: manfred.stock@hof.uni-halle.de